

Die Seiltänzerin

Eines schönen Sommertages kam ein Zirkus in unsere Stadt am Main. Nun wir wußten: er würde allerlei exotische Tiere mitbringen, Trapezkünstler, verwegene Reiter, weiß gepuderte Clowns mit weiten Pumphosen. Gewiß wollten wir eine Vorstellung besuchen, wir Buben freuten uns schon auf den „Dummen August“ und seine Späße, wir kannten diese Kunststücke und Darbietungen ja bereits von einem ähnlichen Unternehmen, das im vorigen Jahr hier gastiert hatte.

Daß wir aber sehr gespannt waren, kann ich freilich nicht sagen. Erst als eine besondere Attraktion verheißen wurde, da horchten wir auf: An den beiden Ufern des Maines wurde nämlich ein haushoher Mast errichtet und fest mit Tauen gesichert, beinahe so wie Mastbäume auf einem Segler. Strickleitern führten zu den Spitzen empor, und dort oben brachte man ein dickes Seil an, ja man führte es wahrhaftig quer über den Fluß von einem Mast zum andern und straffte es mit einer Winde immer mehr, bis es endlich waagrecht beinahe in Haushöhe den Main überquerte.

Auf den Reklametafeln war zu lesen, was sich auf diesem Seil begeben sollte. Die junge Artistin Aline sollte vor Beginn einer jeden Vorstellung auf diesem schmalen Band den Fluß hoch da droben überschreiten, wohl um möglichst viele Leute mit dem Schauspiel anzulocken und nach diesem kühnen Akt ins Zelt zu lotsen. Ein Netz zum Schutz der Seiltänzerin war nicht gespannt, sie befand sich ja schon nach ein oder zwei Schritten über dem Strom und mußte bei einem Sturz ins Wasser fallen. Immerhin — wir Buben glaubten schon kühn zu sein, wenn wir vom Drei- oder Viermeterbrett im Bad unsere Hechtsprünge wagten, und dieses Seil war doch mindestens zehn Meter über dem Wasser.

Aber es passierte nichts. Vorläufig wenigstens. Ich kannte einen jungen Fischer, Josef, achtzehn oder zwanzig Jahre alt. Er hatte mich, den viel Jüngeren, oft in seinem Schelch zum Fischfangen mitgenommen. Nun durfte ich mit ihm dorthin fahren, wo Aline ihr Kunststück vorführte. Während zu beiden Seiten des Flusses sich die Zuschauer drängten, hatten wir in unserem Kahn, nur wenige Bootslängen von dem quer gespannten Seil entfernt, den schönsten Blick, den wir uns wünschen konnten.

An jedem Abend genossen wir kostenlos das Schauspiel, wie das schmale Mädchen in einem leichten duftigen Gewand auf der Strickleiter zur Mastspitze hinaufstieg. Sie lächelte dort oben siegessicher, warf nach allen Seiten Kußhände, ließ sich dann von einem Burschen, der ihr nachgestiegen war, die Balancierstange geben und wagte sich mutig auf das Seil. Josef und ich, wir beide machten aus unserer Begeisterung kein Hehl. Wenn Aline, die entzückende und so leicht Dahinschwebende, den Mast am jenseitigen Ufer erreicht hatte, dann riefen wir so laut „Bravo, bravo“ zu ihr hinauf und klatschten so unverdrossen Beifall, daß Aline schon bald auf uns aufmerksam wurde. Trotzdem hatten wir noch keine der Abendvorstellungen im Zelt selber besucht, bei unserem geringen Bargeld wollten wir uns diesen Genuß erst in der zweiten Gastspielwoche verschaffen.

Da — es war der vierte oder fünfte Abend und ein schwüles Gewitter stand über der Festung droben auf dem Berg — da saßen Josef und ich wieder in unserem Schelch, während an den Ufern zu beiden Seiten des Maines viele Neugierige warteten. Aline kletterte so leicht und gewandt wie an jedem Abend auf der Strickleiter empor, dort oben am Mast grüßte sie wie eine Ballerina hierhin und dorthin, es schien mir aber, als würde sie zu uns besonders lebhaft herwinken. Und dann schritt sie sicher wie immer mit ihrer Balancierstange auf das Seil hinaus.

„Wunderbar, Josef,” sagte ich, „ich habe noch nie so ein herrliches Mädchen gesehen“.

„Da hast du mal ausnahmsweise recht,” antwortete Josef hingerissen.

Und da geschah es. Ein blendender Blitz zuckte über den Berg hin, es donnerte gräßlich. Aline blieb auf dem Seil stehen, sie schien ein wenig zu schwanken und blickte in die Tiefe und dann — es war bestimmt so — schaute sie zu uns herunter, sie lächelte süß wie immer. Geh weiter, wollte ich ihr zurufen. Und dann fiel die Balancierstange aus ihren Händen, sie ließ die Stange ganz einfach los! Ein paar Schritte mit gebreiteten Händen auf dem Seil weiter — und dann, dann machte Aline wie aus Übermut einen Schritt zur Seite, es ging alles sekundenschnell, blitzschnell! Sie taumelte, sie glitt mit einer Gewandtheit, wie man sichs kaum vorstellen kann, durch die Luft, war wie ein Strich, Beine geschlossen, Hände eng an den Körper gepreßt, so sauste sie durch die Luft, während die zuschauende Menge in einen Schrei des Entsetzens ausbrach. Aber da war es schon geschehen, senkrecht mit den Beinen nach unten war Aline in das Wasser getaucht.

„Los,” schrie mir Josef zu. Da fuhren wir mit unserem Schelch schon auf die Stelle hin, wo Aline verschwunden war. Josef hatte in Windeseile eine Flößerstange ergriffen und fischte damit wie ein Verrückter im Fluß herum. Und ich machte es mit einem Ruder nicht anders. Aber da blieb uns doch wirklich die Sprache weg, als plötzlich, nur zwei drei Schwimmzüge von uns entfernt, Aline aus dem Fluß auftauchte, ihre Haare hingen klatschnaß herunter, aber ihr Mund lächelte so verheißungsvoll wie immer, und sie kam zu uns herangeschwommen, als sei gar nichts Besonderes geschehen und als sei das nicht der Rede wert, sich aus Haushöhe hier in den Fluß fallen zu lassen. Als wir Aline in unseren Schelch hereinziehen wollten, schüttelte sie den triefenden Kopf und sagte mit einer Stimme, die so leicht über die Strömung hinschwebte wie die Stimme einer Nixe: „Laßt nur, ich kann schon allein hineinklettern“.

Man hörte, wie draußen an den Ufern die Menge aufatmete, als Aline sicher und ohne Verletzung neben uns saß.

„Ihr müßt heute in meine Vorstellung kommen,” sagte Aline, und es schien mir dabei, als wäre sie gar nicht wegen des aufkommenden Gewitters aus dem Gleichgewicht gekommen, sondern ganz freiwillig zu uns herabgeflogen, nur um uns zu ihrer heutigen Vorstellung einzuladen.

Wir folgten natürlich ihrem Wunsch! Josef und ich — wir kamen uns wie die Helden des Tages vor, als wir unsern Schelch am Quai angebunden und Aline in der Garderobe ihres Zirkuswagens gut und heil abgeliefert hatten. Und da saßen wir nun bei der grellen Marschmusik unmittelbar auf roten Plüschsesseln neben der Manege, in der Ehrenloge, auf Freiplätzen, versteht sich.

Draußen schien das Gewitter nach einigen Donnerschlägen abzuziehen. Schnell füllte sich das ganze Rund des Zeltes. Und dann tanzten die braunen Bären, Seehunde balanzierten große Bälle auf ihren Schnauzen, Aline zeigte auf einem kleineren Drahtseil kühne Saltos. Aber das schien mir alles nicht so toll zu sein wie das, was ein indisches Zauberer zeigte:

Es wurde geheimnisvoll dunkel im Zelt und nur über dem Tisch des Zauberers kreiste ein Lichtkegel. Daß der Inder Tauben verschwinden und wieder herbeiflattern ließ, daß er aus seinem Mund ein Dutzend Eier holte, eine goldene Uhr zertrat und dann wieder unversehrt in seiner Hand hielt, das mochte noch hingehen. Daß sich dieser Inder in seinem feuerroten Plauschmantel nun aber anschickte, wie er sagte, eine lebendige Jungfrau zu zersägen, nein, das ging so einem dreizehnjährigen Burschen, wie ich es war, doch nicht ohne weiteres ein. Der Zauberer zeigte den leeren Kasten von allen Seiten und dann rief er sein Opfer herbei. Es war Aline! Sie stand lächelnd im Lichtkegel des Scheinwerfers, in einem blinkenden perlenbestickten Kleidchen, es war in dem Kasten gerade so viel Raum, daß sie sich hineinkrümmen konnte, der Kasten wurde gut verschlossen, ich saß dicht daneben, aus diesem Gefängnis gab es bestimmt kein Entrinnen! Das mußte doch ein Unglück geben, wenn jetzt der Zauberer seine gewaltige Säge ansetzte und die Bretter mittendurch sägte.

Aline, Aline! Das durfte nicht geschehen!

„Bleib still, es geschieht ihr nichts“, sagte neben mir der gute Josef. Was heißt das, es geschieht ihr nichts? Aline mochte sich noch so eng an die Wand des Kastens anschmiegen, sie mußte doch verletzt werden! Und als nun die Säge in das Holz hineinkreischte und alle Leute im Zirkusrund den Atem anhielten, da war ich wie von Sinnen und sprang mit einem Schrei des Entsetzens über das Geländer, das unsere Loge von der Manege trennte.

„Aufhören!“ schrie ich den Zauberer an. Aber der Kerl tat genau so, als gehörte mein Eingreifen noch zur Zirkusnummer, er unterbrach für einen Augenblick sein schauerliches Vorhaben, zerrte mich aus dem Lichtkegel ins Dunkel, und während er dann mit einem Witz zum Publikum hin die Kiste wirklich zersägte, hatten mich die Arme einiger kräftiger Burschen, ohne daß es das Publikum merkte, aus dem Dunkel durch den „Künstlerausgang“ hinausgezogen. Dort draußen im Hellen sah ich dann, nachdem die Nummer zu Ende gegangen und ich noch ganz benommen war, Aline wieder. Sie lächelte wie immer, verwirrte meine Haare und meinte: „Hast heute bald unsere Nummer geschmissen, dummer Kerl.“

Ich blieb aber dann doch dort in meiner Ecke sitzen, da Aline ja bei diesen Worten gelächelt hatte. Als die Vorstellung zu Ende war, kam auch Josef zu uns.

„Ich habe dir doch gesagt, daß die Sache ungefährlich ist“, meinte Josef, „und nun geh nach Hause, es ist ohnedies spät geworden, sonst haben deine Eltern Angst um dich.“ Aline gab mir die Hand, ich ging gar nicht gerne fort, aber dann trollte ich mich doch.

Als ich am nächsten Abend beim Schelch war, um Josef zu treffen, war er nicht da. Ich bewunderte nun jeden Abend Aline vom Ufer aus, stand selber eingekilt in die Menschenmenge, da konnte sie mich natürlich nicht sehen.

Zehn Tage dauerte das, dann war plötzlich der Zirkus fort. Ich traf Josef wieder am Schelch, er nahm mich wie früher in den Ferientagen mit zum Fisch-

fangen, er war sehr einsilbig, gestand dann aber doch, daß er Aline an jedem Abend getroffen hatte. Beinahe sei er mit dem Zirkus auf und davon gegangen. Aber nun sei es besser so, er habe ja noch seine alten Eltern hier. Und Aline habe geschrieben, der Zirkus werde wohl im nächsten Jahr wieder bei uns gastieren und dann werde sie natürlich wieder über das Seil gehen, aber sie werde dann sicherer auf dem Seil stehen und nicht mehr zu uns ins Wasser herabfallen.

Der Zirkus kam natürlich im nächsten Jahr nicht. Er kam überhaupt nicht mehr. Josef sprach nichts mehr davon, er tanzte mit anderen Mädchen. Aline ließ sich nie mehr sehen. Und das war vielleicht ganz gut so.

Hermann Gerstner

Mein verbranntes Heimathaus

Mein Jugendhaus verging mit seinen Mauern
wie leichter Sand, den ein Orkan verweht.
Ich suchte es beim alten Gartenbeet,
doch nur noch Schattenbilder sieht man kauern.

Das Jahr des Krieges brannte alles nieder
vom First des Daches bis zum Fundament,
und mit dem rauchgeschwärzten Testament
verglühten Träume und die Kinderlieder.

Beim Zimmer, wo die Eltern mit uns aßen,
ist das Geröll von Brandgerüchen schwer,
und auch die stille Stube steht nicht mehr,
wo sie in ihrer alten Bibel lasen.

Als hätte hier die Mutter nie gesungen,
als hätte sie die Märchen nie erzählt,
so steht die Stunde stumm und wie verquält
im Angesicht der blauen Dämmerungen.

Kein Atem zwischen den versengten Steinen,
kein Wort „ich liebe dich“ und kein Gebet!
Nur dieser Wind, der durch das Leere weht,
als wollte er verweilen, um zu weinen!